

Zu fragen also wäre gewesen, wie die jeweilige Ausprägung des deutschen Föderalismus die deutsche Demokratie im Elzarschen Sinne prägte oder auch nicht, nicht aber, wie der Autor dies affirmativ tut, welche dezentralen Strukturen wie entstanden sind. Eine an demokratiestärkenden Aspekten des Föderalismus orientierte Untersuchung käme somit zu kritischeren Urteilen. Der Rückgriff auf den historischen Neoinstitutionalismus kann manches erklären, aber eben nicht alles. Ist beispielsweise die Abweichungsgesetzgebung tatsächlich auf irgendeinem Entwicklungspfad des deutschen Föderalismus zu finden?

Man hätte auch das Scheitern föderaler Machtteilung diskutieren können, das realpolitische Überrollen regionaler Interessen und vor allem die Tatsache, dass die Bundesrepublik ein Land ohne „Föderalisten“ geworden ist. Ein Land, das sich eine ausgedehnte politische Klasse in übergroßen Parlamenten leistet (gemessen an der Bevölkerungszahl der Länder ist beispielsweise der Landtag Nordrhein-Westfalens größer als der Kongress der USA), diesen (Landes-)Parlamenten aber immer weniger Entscheidungsmöglichkeiten einräumt. Entsteht in Deutschland ein Problem, ist der populäre und bequeme Weg, es dem föderalen „Flickenteppich“ oder der föderalen Kleinstaaterei anzulasten, und dies trotz zunehmender Politikverflechtung.

Die von Weichlein beschriebene Verhandlungsdemokratie von Bund und Ländern ist Ausdruck eines Exekutivföderalismus mit seinen häufig beschriebenen Merkmalen der Intransparenz und demokratischen Defizite. Wenn Demokratiefragen tatsächlich wichtig sind, sollte man das Entstandene nicht einfach als besonders gelungene Ausprägung von Kooperationsbeziehungen preisen, sondern auch die Schattenseiten eines unitarischen Föderalismus benennen, der näher am Einheitsstaat ist als an der durch Föderalismus eigentlich garantierten Vielfalt.

---

*Axel Schildt*, Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik. Göttingen, Wallstein 2020. 896 S., € 46,-. // DOI 10.1515/hzhz-2021-1214

---

Norbert Frei, Jena

Wie sehr hätte man es Axel Schildt gewünscht, dass er die breite, begeisterte Aufnahme seines Opus magnum noch erlebt hätte! Das beeindruckende Werk, an dem er bis kurz vor seinem Tod am 5. April 2019 mit der ihm eigenen fröhlichen Leidenschaft und Disziplin arbeitete und das er gleichwohl unvollendet aus der Hand legen musste, hat bereits wenige Wochen nach Erscheinen eine dritte Auflage erreicht. So ist

die Frucht jahrelanger Archivforschungen nun auf dem besten Weg, zu einem Klassiker der deutschen Intellektuellengeschichtsschreibung zu werden, und zwar auch ohne das geplante vierte Hauptkapitel über die Zeit nach „68“. Dass man diesen Teil, mit dem der Verfasser seine Darstellung bis an die Schwelle zur „Berliner Republik“ führen wollte, gerne noch gelesen hätte (trotz der dann sicherlich 1200 statt der jetzt 900 Seiten), haben schon einige Rezensentinnen und Rezensenten konstatiert. Ich kann dem nur zustimmen – auch wenn es vielleicht gar kein Nachteil ist, dass das Buch im Moment der einsetzenden intellektuellen Zeitgenossenschaft seines Autors und vor dessen eigener Wirkungszeit endet.

Schildts Begriff der „Medien-Intellektuellen“ wirkt auf den ersten Blick wie eine Einschränkung. Doch diesem Eindruck begegnet er mit einer triftigen Definition in der Einleitung, die darüber hinaus verdeutlicht, dass eine moderne Intellectual History nicht darauf verzichten kann, die Produktions- und Rezeptionsbedingungen von Texten, Sendungen, Vorträgen und Büchern einzubeziehen. Danach führt uns der Autor sogleich in die kompliziert begrenzte Freiheit des besetzten Deutschlands, in der man zuhauf sich wieder(er)findenden Intellektuellen der 1920er und 1930er Jahre begegnet – und über die selbstbewusste Geschäftigkeit staunt, mit der die meisten sich bemühen, in der neuen Gegenwart anzukommen. Die rasch sich eröffnende Vielfalt der Möglichkeiten in Presse und Rundfunk, der „Zeitschriftenfrühling“, die „Ordnung der Verlagslandschaft“: All das, hier nicht zum ersten Mal beschrieben, aber zu einem dichten Panorama verarbeitet und mittels neu aus den Quellen geschöpfter Details zur Anschauung gebracht, verdankte sich wohl auch dem Umstand, dass gleich vier Besatzungsmächte um eine am Ende überschaubare Truppe politisch und geistig flexibler „Diskursproduzenten“ konkurrierten.

Auf die in den Texten seiner Protagonisten eher mitschwingenden als explizierten Deutungen der eigenen Vergangenheit legt Axel Schildt besonderes Gewicht. Auf diese Weise entstehen aufschlussreiche, nicht selten süffige Miniaturen; so etwa, wenn der kaum je um eine Sottise verlegene ehemalige *Weltbühne*-Autor Kurt Hiller, noch von London aus, den einstigen Kopf der *Tat*, Hans Zehrer, als „Klosettgewächs“ charakterisiert; oder wenn der noch immer gläubige Nationalsozialist Kurt Ziesel in den späten Fünfzigern seinen Feldzug gegen das publizistische Establishment eröffnet und ein Heer von Anpassern an die Demokratie ausmacht (zum Beispiel bei der *Frankfurter Allgemeinen* Karl Korn, bei der *Süddeutschen Zeitung* W. E. Süskind und Werner Friedmann). Die schwindenden Hoffnungen der Rechtskonservativen in der Ära Adenauer, die Schildt besonders in Gestalt des sich notorisch

überschätzenden, ein wenig vielleicht auch überschätzten Armin Mohler nachzeichnet, symbolisiert die Geschichte von *Christ und Welt*, deren Binnenverhältnisse bis weit in die 1960er Jahre im Blick gehalten werden.

Das dritte Hauptkapitel über die Rolle der Intellektuellen in der „Transformation der ‚langen 60er Jahre‘“ und in der sich entfaltenden „Fernsehgesellschaft“ vermochte der Autor, wie die Herausgeber Gabriele Kandzora und Detlef Siegfried im Nachwort erläutern, nicht mehr vollständig auszuarbeiten. So korrespondiert ein eingängiges Unterkapitel über die entstehende „Suhrkamp Culture“ mit dem zeitlich früheren Abschnitt über die von Ernesto Grassi herausgegebene „rowohlts deutsche enzyklopädie“, ohne dass aber der in den beiden ersten Hauptkapiteln auf den (Liberal-)Konservativen liegende darstellerische Schwerpunkt gänzlich zur Linken verlagert würde. Die das Kapitel beschließenden, höchst lesenswerten Überlegungen zu „1968 als Intellektuellengeschichte“ – pointiert unter dem Motto „Fetisch Revolution“ und mit überraschenden Details exemplifiziert an F. C. Delius – sind Fragment geblieben.

Axel Schildts letztes Buch ist ein Exempel, in vielerlei Hinsicht aber auch eine Summe seiner fulminanten Produktivität. Sein frappierender Detailreichtum macht es für alle, denen die Geschichte der alten Bundesrepublik in ihren politischen Dimensionen vor Augen steht, nicht nur zu einer einzigartigen ideengeschichtlichen Fundgrube, sondern geradezu zu einem Schlüssel für die Beantwortung der Frage, wie wir wurden, was wir (immer noch?) sind.

---

*Dennis Romberg*, Atomgeschäfte. Die Nuklearexportpolitik der Bundesrepublik Deutschland 1970–1979. Paderborn, Schöningh 2020. VIII, 413 S., € 109,-. // DOI 10.1515/hzhz-2021-1215

---

Joachim Radkau, Bielefeld

Dass der Export von Kernkraftwerken unerlässlich sei, um die führende Stellung der Bundesrepublik im Export auch in Zukunft zu behaupten, verkündeten Sprecher der atomaren „Community“ bereits zu einer Zeit, als es noch längst kein deutsches Atomkraftwerk gab. Selbst der damalige Bundesatomminister Siegfried Balke prophezeite 1959: „Wenn wir keine Kernkraftwerke anzubieten haben, werden wir eines Tages auch keine Staubsauger mehr verkaufen können.“ Über zwei Jahrzehnte darauf gestand er mir allerdings, er habe den nuklearen Exportchancen nie sonder-